

Meri Valkama: Deine Margot

Original title: Sinun, Margot

Publisher: WSOY, 2021

Translation sample pages: 7–32; 168–190

© Claudia Nierste

Was wir vermissen, das verlieren wir nie

Wen wir liebten, den vermissen wir für immer

Claes Andersson

TEIL 1

8. Oktober 1989, Berlin

Das Mädchen trägt ein Kleid aus Samt, und der Saum flattert im Wind, die Haare wogen wie Sommergras am Feldrand. Kastanie jagt dahin wie ein Ren, sie ist wild und furchtlos. Ich rufe: Bleib stehen, bleib sofort stehen, doch sie hört nicht, sie ist fast am Ziel. Der Himmel zerfließt in Rosa und Purpur, ich versuche, mit ihr Schritt zu halten, doch die Steine zerkratzen mir die Fußsohlen. Die Braunkohle brennt in den Lungen, das Abgas auf den Schleimhäuten, und ich hole das Mädchen nicht mehr ein. Kastanie erreicht die Mauer und den Grenzübergang und den Mann, ich sehe, wie sein Blick sich schärft und er die Waffe hebt. Ich schreie, doch kein Laut dringt aus meinem Mund; ich renne, aber meine Beine tragen mich nicht. Ich stürze. Blut perlt von meinem Knie, als von irgendwoher ein Licht auf uns fällt, grünlich und kalt. Kastanie kommt vor dem Soldaten zum Stehen, doch der Mann schießt nicht. Er legt dem Kind die Hände auf die Schulter, beugt sich zu ihm hinunter und lächelt, und ich begreife: Das Mädchen ist fort. Kurz erkenne ich noch seine Umrisse vor der Mauer, doch dann, nur einen Moment später, ist es fort, gehört jetzt dem Westen.

Ich erwache schweißgebadet und frierend. Die Uhr auf dem Schrank zersticht eine Stille, die weder der Nacht gehört noch dem Morgen, sondern einem Raum dazwischen, einem schwerelosen und erstarrten. Vor einigen Stunden noch fuhr der Herbstwind durch die Fahnenreihen – Hämmer, Zirkel, Ährenkränze. Die Klarinetten und Waldhörner schmetterten ihre Akkorde in den Wind, rhythmisch und ungebrochen. Ich hatte mich aus dem Bett gequält, mich dazu gezwungen, mich anzuziehen, etwas zu essen, eine Tasse Tee zu trinken, mich draußen unter die Menschen zu mischen. Ich hatte Angst, dass sich Rotes Fahrrads Gedanken auch in mir

einnisten würden. Was, wenn auch ich alles auf einmal so sähe, wie sie und so viele andere es taten – als wertlos, falsch, verbrecherisch? Inmitten der tausenden von Menschen, die sich auf der Karl-Marx-Allee versammelt hatten, vergaß ich meine Furcht für einen Moment. 40 Jahre. Was für eine Leistung für ein Land, an das der Westen nie geglaubt hat! Im Winter sagte Honecker: „Die Mauer wird noch in hundert Jahren stehen“, und heute: „Wir werden ewig bestehen! Der Sozialismus in den Farben der Deutschen Demokratischen Republik leuchtet prächtiger als je zuvor!“ Ich betrachtete die Kinder, die ihre Wimpel schwenkten. Ich schloss die Augen.

Auferstanden aus Ruinen, die schönste aller Hymnen, ich lauschte ihr und stellte mir vor, du ständest neben mir, und sie auch, das Kind, bei dessen Geburtstag ich nicht dabei sein durfte.

Auf dem Heimweg spürte ich den milden Herbstabend auf der Haut. Ich ließ mir ein Bad ein. Dann ging ich schlafen. Als ich aufwachte, hallten die Rufe wohl schon seit Stunden durch die Straßen. Ich riss die Vorhänge zur Seite. Die Menschen, tausende, zehntausende, wer konnte sie noch zählen, sie alle drängten sich in den Straßen, auf dem Alexanderplatz. Ich öffnete das Fenster, draußen roch es nach Zorn. Die Menschenmasse strömte zum Palast der Republik. „Gorbi, hilf uns! Wir sind das Volk! Wir sind das Volk!“, riefen sie, doch der Palast schwieg. Ich ließ die Tränen kommen.

Dann raffte ich mich auf und stürzte auf die Straße.

Lesniks Gefangennahme beschäftigt mich noch immer. Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte ich den Aufruf zur Versammlung um halb Fünf vielleicht gehört. Möglicherweise wäre ich von Anfang an der immer größer und größer werdenden Prozession gefolgt, wäre die Rathausstraße entlanggelaufen bis zum Palast der Republik, vor dem die Polizeitransporter eine Mauer bildeten. Ich hätte vielleicht dagegegehalten, als die Autos sich in Bewegung setzten und die Demonstrierenden zurückdrängten, denn – wie du weißt – an eine chinesische Lösung glaube ich nicht. Ich erreichte die Menge jedoch erst, als jemand ins Megafon rief: „Richtung Prenzlauer Berg!“ Und so lief ich ihnen nach die Karl-Liebknecht-Straße entlang, begleitet von Sprechchören, während die Polizisten am Straßenrand ratlos auf die Menschenmenge starrten.

Erich. Es gibt Tage, an denen ich hoffe, dass du an deinem Kalbsschnitzel erstickst. Dass du stirbst. Oder mehr noch: Ich wünschte, dass du niemals durch Rotes Fahrrads Tür getreten wärst, dass du dich nie zuerst Ähre, dann Katja, Kranz, Doktor Tomate, Lesnik und schlussendlich mir vorgestellt hättest. Manchmal wünschte ich, diesen Tag hätte es nie gegeben – den Tag, an dem du mich zum ersten Mal angesehen hast; den Tag, von dem an ich für niemanden sonst mehr sichtbar

sein konnte.

Doch noch immer gibt es auch Momente, in denen ich dich brauche. Und Kastanie. Nächte wie diese, in denen die Sehnsucht zum Schmerz wird und sich unter meiner Haut einnistet. In diesen Momenten denke ich an das Kind, wie es im Schatten auf der Decke liegt, kurz vor dem Einschlafen. Am Sandstrand, auf dem Steg, auf der Wiese, den Wind in den Haaren. Ich denke an dich, wie du mir ins Ohr flüsterst: So fühlst du dich also an. Ich sauge deinen Duft ein, der sich auf meine Haut gelegt hat.

Wo bist du? Du hast doch wohl meinen Brief bekommen? Warum antwortest du nicht? Ähre und Kranz sind verschwunden, und jetzt sind auch Rotes Fahrrad und Doktor Tomate weg. Abgehauen, verschwunden, die meisten über Ungarn oder Österreich Richtung Westen. Erich, soll auch ich gehen? Ich würde gerne. Und zugleich auch nicht.

Als ich nach der langen Nacht nach Hause zurückkehrte, schloss ich das Fenster und dämpfte so die Rufe. Ich will nicht sie in meinem Leben, ich will euch. Ich holte das Foto hervor. Lässt sich Kastanies Haar wohl flechten? Wie geht es ihr? Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass wenigstens sie vor diesem Wahnsinn sicher ist, wenigstens sie. Wenn ich an das Kind denke, erscheint mir die Entscheidung ganz einfach: Noch gehe ich nicht, noch warte ich. Noch einen Moment, danach nicht mehr.

Danach kannst du genauso gut an deinem Schnitzel ersticken.

Deine Margot

2011

Der Boden auf der Fischerinsel war feucht und übersät von glänzenden Steinen, klein und scharfkantig. Vilja bückte sich, las unter einem Baum eine tiefbraune Kastanie auf und barg sie in ihrer Faust wie einen Schatz. Ein Ahorn hatte seine Früchte in undefinierbaren Mustern über den Sand verteilt und der Regen sie aufquellen und zu farblosen Streifen werden lassen. Das Haus vor ihr war gewaltig, sah noch genauso aus wie vor Jahren, kantig und monumental. Sie griff nach ihrer Reisetasche, ging über den Spielplatz und hörte die toten Ahornblätter, Kastanienschalen und vom Sturm mitgerissenen Aststücke unter ihren Füßen knirschen. Jemand hatte einen weißen

Motorroller vor dem Haus geparkt. Sie wuchtete die schwere Glastür auf. Ein Mann in knielangem Mantel erwartete sie im Windfang, hielt in einer Hand einen Regenschirm, in der anderen eine in Leder gebundene Mappe.

„Sie kommen wegen der Wohnung?“

Vilja nickte, streckte die Hand aus, grüßte. Der Mann zeigte ihr den Weg zum Aufzug, und sie folgte ihm, schweigend, obwohl es die Höflichkeit geboten hätte, etwas zu sagen, egal was. Der Mann starrte an die Decke, klopfte mit der Schuhspitze auf den Fußboden und atmete pfeifend durch die spitze, grobporige Nase. Das Haus schwieg unter dem Gewicht seiner Etagen.

„Ein miserabler Winter. Ganz miserabel“, sagte der Mann schließlich und schüttelte in der Ecke seinen Regenschirm aus.

„Kann man wohl sagen.“

Einen flüchtigen Moment stand ihr Helsinki vor Augen, die von Schneewällen blockierten Straßen, der Frost, der auf den Wangen brannte.

Der Geruch schlug ihr sofort entgegen, als sich die Aufzugtüren im achtzehnten Stock öffneten. Derselbe Geruch, auch nach fünfundzwanzig Jahren noch, dachte Vilja, und obwohl sie sich unter allen anderen Umständen den Schal auf das Gesicht gedrückt hätte, um sich vor dem Gestank des Müllschluckers zu schützen, wehrte sie sich dieses Mal nicht gegen den süßlichen Geruch der Fäulnis. Der Mann erreichte das Ende des Korridors und steckte den Schlüssel ins Schloss.

„Handtücher sind im Bad, das Bett ist fertig bezogen. Für die Reinigung sind Sie selbst verantwortlich.“

Er zeigte ihr den Weg in die Wohnung, kramte ein Blatt Papier und einen Stift aus seinem Ordner.

„Ich hätte gerne gleich die Kautions- und die Mietsumme für die erste Woche. Den Rest besprechen wir, wenn Sie wissen, wie lange Sie bleiben.“

Vilja unterschrieb das Papier, direkt danach noch ein zweites, reichte sie dem Mann und fischte dann ein Bündel Scheine aus der Tasche.

„Ein ruhiges Gebäude“, sagte sie, warf einen flüchtigen Blick ins Treppenhaus und reichte dem Mann das Geld.

„Kennen Sie die Nachbarn? Was für Menschen wohnen hier?“

Der Mann schloss den Reißverschluss seines Mantels, stellte den Kragen auf.

„Na, hören Sie mal, dieses Haus hat etwa zweihundert Wohnungen. Hier leben alle möglichen Leute.“

Vilja legte ihre Tasche auf das Sofa im Wohnzimmer, kramte aus der Seitentasche ein Foto. Vater im Ruderboot, ein Lächeln auf dem Gesicht, hinter ihm der Sonnenuntergang über dem sanft wogenden Meer. Vilja stellte das Foto auf die Fensterbank, legte die Kastanie vom Spielplatz daneben. Der Regen rann am Fenster hinunter, doch selbst durch den trüben Wasserfilm hindurch erkannte sie den Turm, der sich draußen über den Dächern erhob. Sein Schaft war lang und hell und wurde zum Himmel hin immer schmaler, und an seinem Ende platzte eine graue Kugel in die Landschaft wie zur Erinnerung daran, dass alles doch kein Traum war, sondern Wirklichkeit, so wirklich wie eine verlorene Zeit es nur sein konnte. Sie starrte das Gebäude einen Moment lang an, trat dann in den Flur und öffnete die Tür. Der Geruch des Müllschluckers war penetrant, sie sog ihn erneut tief ein. Eine gelbe Plastikmatte bedeckte den Fußboden, dessen Ränder eine rauchgraue Bodenleiste. „Müllraum“ hieß es auf der Tür am anderen Ende des Ganges, und selbst wenn es dort nicht gestanden hätte, hätte sie gewusst, was sich dahinter befand.

Sie fuhr mit dem Aufzug hinunter in den vierten Stock. Der Flur war schmaler, als sie ihn in Erinnerung hatte, und auch kürzer. Sie folgte ihm bis ans Ende, spürte ein schmerzhaftes Kribbeln in den Handflächen. So sah es hier also aus? Wie auch sonst. Als Erstes bemerkte Vilja die Weihnachtsdekoration. Fichtenzweige aus Plastik und Christbaumkugeln, eine Schleife aus roter Seide. „Kietzmann“ stand auf dem Klingelschild. Sie legte die Hand auf den Türgriff und drehte daran, doch die Tür bewegte sich nicht, sie versuchte es erneut, gab schließlich auf. Sie ließ die Luft aus den Lungen entweichen und entspannte die Schultern, atmete ein und aus, setzte sich dann vor der Tür auf den Boden, zog ein Stück Papier aus der Tasche, gefaltet und vergilbt. Die Dunkelheit vertrieb bereits die Dämmerung, als Vilja den Blick über die Buchstaben gleiten ließ, die schmal und ausladend geschwungen waren. Im nächsten Moment war sie in Gedanken auch schon in Helsinki, auf der Beerdigung, in Vaters Zweizimmerwohnung inmitten der gepackten Kisten, dachte an die Fächer des Schreibtisches, an die flache Blechschachtel und den Stapel Briefe darin, an jenen Nachmittag, an dem sie sich in aller Stille in die Kochnische zurückgezogen und den obenauf liegenden Briefumschlag in die Hand genommen hatte. Die darauf vermerkte Adresse war ein ihr unbekanntes Postfach gewesen, die Briefmarke stammte aus Ostdeutschland, der Stempel aus dem Jahr 1989. Sie hatte den Brief einmal, zweimal, dreimal gelesen, war schließlich zu ihrer Mutter zurückgekehrt.

„Wer ist Margot?“

Mutter hatte beim Fensterputzen innegehalten, den Brief in ihrer Hand angestarrt. Einen Moment lang war es in der Wohnung stiller gewesen als an jenem Oktobernachmittag, an dem Vilja ihren Vater gefunden hatte.

„Hat er die etwa immer noch aufbewahrt?“

Mutter hatte die Worte langsam ausgesprochen, als hätte sie erst nicht begriffen, was sie sah, ihr dann den Rücken zugewandt, eine neue Schicht Putzmittel aufgesprüht, das Glas geschrubbt, als hätte sich dort der Schmutz von Jahrzehnten angesammelt. Der Schaum hatte die krumme Waldfichte, das Haus gegenüber und das verblässende Farbenspiel des Herbstlaubs bedeckt, und Vilja hatte gehört, wie das Blut in ihren Ohren rauschte.

„Wer ist Erich? Wessen Briefe sind das?“

Mutter hatte den Putzlappen gesenkt, sich zu ihr umgedreht, und Vilja hatte gesehen, dass jede Farbe aus ihrem Gesicht gewichen war, das aussah, als sei es mit einer zu engen Haut bespannt. Ihre Stimme hatte müde geklungen, langsam.

„Diese Briefe wurden an einen Mann geschrieben, den ich einmal zu kennen geglaubt habe. An deinen Vater. Dein Vater war Erich.“

Mutters Blick hatte sich mit Trauer gefüllt, alt und mächtig, sie glänzte auf ihren Augen, drückte Falten in ihren Haaransatz. Sie hatte tief und lange geseufzt.

„Ich dachte, er hätte sie schon vor langer Zeit verbrannt. Schmeiß diesen Müll in den Schredder, die bringen nichts als Kummer.“

„Du hast sie gelesen.“

„Teilweise. Vor langer Zeit. Sehr langer Zeit.“

„Also weißt du, wer Margot ist.“

Mutter hatte den Kopf geschüttelt, geschwiegen. Erst als Vilja ungeduldig das Gewicht auf das andere Bein verlagerte, hatte sie leise geantwortet, fast geflüstert: „Ich wusste, dass es eine Margot gab. Jemanden, der deinen Vater Erich nannte. Aber ich weiß nicht, wer sie war. Und ich will es jetzt auch nicht mehr wissen. Sei so gut und schredder die Briefe.“

„Der hier ist von 1989. Damals wart ihr verheiratet, wir haben alle noch zusammen gewohnt.“

Mutter hatte das Gesicht dem Fenster zugewandt, auf dessen Oberfläche die Seifenblasen zu einer trägen Masse vereint dahinglitten wie eine Eisscholle auf dem Polarmeer.

„Ja. Aber nicht lange. Du erinnerst dich doch an den Herbst damals.“

Vilja hatte den Brief erneut aufgefaltet, hier und da ein Wort gelesen.

„Margot schreibt von einem Mädchen. Sie nennt sie ‚Kastanie‘.“

Die Stille hatte die Luft anschwellen lassen, an den Handflächen geklebt, und mit einem Mal war ihr die Frau vor ihr zugleich vertrauter und fremder erschienen als je zuvor.

„Ja, Vilja. Und nicht nur in diesem Brief. Margot hat viel über das Mädchen geschrieben.“

„Über mich.“

„Über dich.“

Vilja las den Brief noch einmal, bevor sie ihn zusammenfaltete, dann in die Wohnung zurückkehrte. Sie trat ans Wohnzimmerfenster, blickte über die Dächer Berlins. Durch den Regen hindurch bemerkte sie ein Blinken, das rote Licht, das die Antenne des Fernsehturms in regelmäßigen Abständen ausspuckte, und zugleich kam ihr ein Gedanke, klar und entschieden, sie ließ ihn sich selbst eine Form geben. *Morgen mache ich mich auf die Suche nach dir, Margot.*

1983

Mein Zuhause. Das hier ist mein Zuhause.

Der Gedanke brachte Markus Siltanen zum Lächeln. Er wickelte sich fester in seine Lederjacke, zog sich in den Schutz des Vordachs zurück, kniff die Augen zusammen, um durch den Nieselregen zu spähen. Trotz des Hundewetters war er in feierlicher Stimmung: Hier stand er nun wirklich, im Herzen seiner neuen Heimatstadt, um ihn herum der Alexanderplatz, der Fernsehturm, die Weltzeituhr und das Rote Rathaus. Hier stand er, hier war er zu Hause, und der Freude, die ihn bei diesem Gedanken überkam, konnte nicht einmal dieser furchtbare mitteleuropäische Wintersturm etwas anhaben, der in Rostock den Schiffsverkehr und in der Tschechoslowakei das Skifliegen zum Erliegen gebracht hatte. Markus hüpfte ein wenig auf und ab, um sich warm zu halten, als ihm plötzlich ein Gedanke kam: Natürlich, er würde über den Sturm schreiben! Kamen die Menschen an ihren Arbeitsplatz? Lief die Produktion in den Fabriken? Wie kommentierte der Westen die Folgen der schlechten Witterung? Natürlich konnten den Sozialismus nicht einmal die widrigsten Wetterbedingungen erschüttern, aber es war trotzdem gut, Fragen zu stellen, um Antworten zu präsentieren, die dann die Wahrheit enthüllten. Ihm gingen schon seit Tagen mögliche Themen für

den Artikel durch den Kopf. Es waren so viele, doch mit welchem Thema sollte er das Spiel eröffnen, wie einen unvergesslichen ersten Artikel schreiben, nach dem auch noch dem letzten Leser der „Kraft des Volkes“ klar wäre, dass für die nächsten vier Jahre Markus Siltanen die Berichte aus dem Herzen der Deutschen Demokratischen Republik lieferte, der ehemalige Redaktionschef und jetzige Berlin-Korrespondent? Der Sturm und seine Folgen, das war es – das perfekte Thema, alltäglich und dramatisch zugleich.

Die Kälte und die Feuchtigkeit drangen ihm bis ins Mark. Markus verlagerte das Gewicht von einem Bein auf das andere, dann wieder zurück, hüpfte auf der Stelle. Noch war ihm nicht danach, sich erneut hinaus in das Unwetter zu wagen. Bis nach Hause war es weniger als ein Kilometer, doch die windgeschüttelten Äste und die entfesselten Sturmböen ließen ihn erschauern. Er spähte nach oben, genoss das Wissen, dass sich über ihm der Fernsehturm erhob. Sobald der Sturm vorbei ist, kommen wir alle gemeinsam hierher, Rosa, die Kinder und ich, dachte er. Wir nehmen den Aufzug, schauen uns die Stadt von oben an, ich zeige den Kindern die Mauer und das Pressezentrum und den Berliner Himmel.

Im selben Moment bemerkte Markus die Frau und das Kind. In gelbe Regenjacken gehüllt rannten die beiden durch den Regen auf die Tür zu, die zur Eingangshalle des Turms führte. Zur Eingangshalle, nach drinnen, begriff Markus plötzlich und stürzte ihnen hinterher. Der Wind erfasste das Glas, die Tür löste sich beinahe aus den Angeln, als er sie mit beiden Händen zuschob. Die Frau durchquerte die Eingangshalle, setzte das Kind auf eine Bank. Markus blieb an der Tür stehen, bemerkte im selben Moment den Mann, der auf die Frau zuging, dabei den Boden mit den Füßen prüfte.

„Gute Frau, hätten Sie einen Moment Zeit?“, fragte der Mann.

Die Frau hob den Blick von dem Jungen. Aus ihren Haaren rann Schneeregen, über ihre Wangen Mascara.

„Was gibt es?“

„Mein Kollege und ich“, sagte der Mann und zeigte auf einen lässig dastehenden Typen in einigen Metern Entfernung, der mit übertriebenen Kiefernbewegungen auf einem Kaugummi herumkaute und an einer Hand eine Kamera baumeln ließ, „filmen gerade für eine Sendung. Ein denkbar schlechter Zeitpunkt, es sind nicht eben viele Menschen unterwegs. Ich nehme an, Sie sind Ostdeutsche?“

„Natürlich bin ich das.“

„Natürlich, natürlich. Ich wollte nur sichergehen, dass Sie keine Tschechin sind. Oder Ungarin.“

Markus trat einige Schritte an die drei heran. Die Frau verlagerte ihr Gewicht von einem Bein auf das andere.

„Was wollen Sie?“

„Nur ein paar Fragen stellen. Ganz kurz, das Interview dauert nur einen Moment. Nichts Kompliziertes, nur, was Sie sich zu Weihnachten wünschen.“

„Wofür brauchen Sie diese Informationen?“

„Wir filmen ein Programm für das ZDF, eine Reportage. Über die Weihnachtsfeiertage in der DDR. Und die Weihnachtswünsche der Ostdeutschen.“

„Fürs Westfernsehen. Warum?“

„Im Westen sind sie ganz versessen auf Informationen über das Leben derer, die im Osten wohnen. Viele sehnen sich nach Informationen über das Leben ihrer ostdeutschen Verwandten. Wohnt auch aus Ihrer Familie jemand auf der anderen Seite der Mauer?“

Bevor die Frau auch nur über eine Antwort nachdenken konnte, hatte der Mann dem Kaugummikauer schon ein Zeichen gegeben, der nun herübergeschlurft kam.

„Kurt Bäcker, mein Kameramann. Und ich – ich bin Klaus Hauser.“

Der Mann streckte die Hand aus, drängte sie der Frau fast schon auf.

„Anne Stern“, sagte die Frau, ergriff Hausers Hand zögerlich.

„Frau Stern, es freut mich, Sie zu treffen“, sagte der Mann in übertrieben höflichem Ton. „Und du, wer bist du denn?“

Er beugte sich zu dem Jungen hinunter.

„Peter.“

Der Junge versteckte sich hinter den Beinen seiner Mutter.

„Peter! Und wie alt bist du?“

„Vier.“

„Vier!“, rief Hauser aus und hielt Anne Stern das Mikrofon vors Gesicht, nickte dann dem Kaugummikauer zu, der sich die Kamera auf die Schultern gewuchtet hatte.

„Dann erzählen Sie doch mal, Frau Stern. Wie bereitet man sich hier in der DDR auf das nahe Weihnachtsfest vor?“

Markus meinte zu hören, was in Frau Sterns Kopf vorging: Wenn sie jetzt nichts sagte, sah man später im Fernsehen nur, wie sie schroff das Gespräch verweigerte, wenn sie allerdings antwortete,

bekam der ungehobelte Klotz, der sie so plump zu einem Interview drängte, was er wollte. Einen Moment lang schien es, als wollte Frau Stern schweigen, doch Hauser gab nicht auf:

„Sie haben sich doch sicher schon Gedanken über Ihre diesjährigen Weihnachtswünsche gemacht?“

Anne Stern blickte Hauser direkt in die Augen, dann sagte sie:

„Aber klar. Weihnachten ist ja schon in einer Woche. Ein angemessener Weihnachtswunsch wäre zum Beispiel, dass die Amerikaner ihre Raketen aus Westdeutschland abziehen.“

Markus zuckte zusammen. Klaus Hauser verging beinahe das Lächeln.

„Aha. Ja. Und sonst? Haben Sie noch andere Wünsche?“

„Eigentlich nicht. Ich wünsche mir nur Frieden, echten Frieden. Der ist schwer zu erreichen, wenn auf dem Territorium des Nachbarlands Dutzende Raketen stationiert sind. Ich wünsche mir, dass Reagan und Kohl endlich verstehen, dass sich mit Drohungen von Krieg und Gewalt keine zwischenstaatlichen Beziehungen aufbauen lassen. Wir in der DDR wünschen uns Frieden, hier und anderswo, an Weihnachten und zu allen anderen Zeiten.“

Klaus Hauser lachte kurz und trocken. Als ergäbe er sich einem übermächtigen Feind, bewegte er das Mikrofon von Anne Stern weg, hielt es dem Jungen hin.

„Und was ist mit dir, Peter? Was ist dein Weihnachtswunsch? Was wäre das Schönste, was du zu Weihnachten bekommen könntest?“

„Ein Fahrrad“, sagte Peter leise.

„Ein Fahrrad!“ Die Antwort des Jungen schien Hauser geradezu übermütig zu stimmen. „Hast du eine Lieblingsfarbe? Grün, oder vielleicht blau?“

„Rot. Ich wünsche mir ein rotes Fahrrad.“

„Na, das wäre doch was, ein rotes Fahrrad!“

Unvermittelt zog Klaus Hauser das Mikrofon wieder zurück, wandte Anne Stern und dem Jungen den Rücken zu und trat vor die Kamera. Das Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden und einem Ausdruck übertriebener Sorge gewichen.

„Der vierjährige Peter aus Ostberlin wünscht sich zu Weihnachten ein rotes Fahrrad. Was wird wohl aus seinem Traum werden? Kann die Mutter dem Jungen seinen Wunsch erfüllen? Hier jenseits der Grenze leiden die Ostdeutschen unter ständigem Mangel. Sie können sich bisweilen nicht einmal das Nötigste leisten, Essen und Trinken, und selbst wenn sie es könnten, sind viele Waren des täglichen Bedarfs in den Läden sofort ausverkauft. Sogar an Zucker, Brot und Mehl

mangelt es, von Kaffee und Obst ganz zu schweigen. Bananen hat man hier kaum je gesehen...“

Anne Stern stürzte durch die Tür der Eingangshalle und zog den kleinen Peter hinter sich her. Einen Moment lang wusste Markus nicht, was er tun sollte. Auf der anderen Seite der Glasscheibe wirbelte der Wind eine dichte Masse von Blättern, Müll und Schneeregen durch die Luft, an einem Baum, der vor kurzer Zeit noch aufrecht gestanden hatte, baumelte ein abgebrochener Ast. Was, wenn der Frau und dem Kind etwas zustieß?

Einer Eingebung folgend stürmte Markus hinaus auf den Vorplatz.

Der Himmel hing wie eine schwere Decke über den allgegenwärtigen Regenschleiern. Markus rannte um den Turm herum, in Richtung des Rathauses und des Nikolaiviertels.

Die Frau und der Junge waren nirgends zu sehen.

Hatten sie einen anderen Weg gewählt, zum Palast der Republik oder nach Prenzlauer Berg? Einen Moment lang zögerte Markus, entschied sich dann für das Nikolaiviertel und lief los, und dort: die gelben Regenjacken. Die Frau hetzte mit riesigen Sprüngen auf das Rathaus zu, durch das eisige Grau, während der kleine Peter über die Pfützen flog.

„Frau Stern!“, rief Markus, doch der Sturm verschluckte seine Stimme.

Am Rathaus verlangsamte die Frau ihr Tempo, hielt inne, fummelte an den Stiefeln des Jungen herum.

Markus holte sie ein.

„Frau Stern. Es ist gefährlich, bei solchem Wetter draußen unterwegs zu sein.“

Anne Stern wandte ihm den Kopf zu.

„Wer sind Sie? Lassen Sie mich in Ruhe.“

Markus trat einen Schritt zurück.

„Entschuldigen Sie, ich wollte mich nicht aufdrängen. Mein Name ist Markus Siltanen. Ich komme aus Finnland, ich bin gerade erst in Ihr Land gezogen. Sie haben mich vielleicht nicht bemerkt, aber ich habe Ihr Gespräch mit dem Reporter vom Westfernsehen mitbekommen. Was für ein Flegel! Ich würde Ihnen gerne helfen, bei so einem Wetter ist es draußen nicht sicher. Dürfte ich Sie nach Hause begleiten? Ihr Junge wäre dann schneller im Trockenen.“

Falls die Frau zögerte, bemerkte Markus davon nichts. Er hatte sich innerlich schon darauf vorbereitet, ihr seine gute Absicht zu beweisen, seinen Presseausweis und Pass zu zeigen und seine politischen Ansichten mitzuteilen, doch Anne Stern fragte nicht danach. Zu Markus' Überraschung

drückte sie ihm stattdessen das Kind in die Arme.

„Wallstraße neunzig. Seine Gummistiefel scheuern.“

Peter war leicht wie ein Vogel, mager und mit spitzen Knochen, er roch nach Kartoffeln und eingelegter Roter Bete. Der Junge schlang die Arme um Markus' Hals und drückte die feuchtkalte Wange gegen seine Haut.

„Zeigen Sie mir den Weg!“, rief Markus Anne Stern zu. Der Regen trommelte auf ihre Gesichter.

Sie stürzten in Richtung des Flusses, erklommen die Steinstufen zur Straße. Peter klammerte sich an seinen Hals wie eine Schlange. Jemand hatte einen Handschuh auf die Straße fallen lassen, aus schwarzem Leder.

„Hier entlang. Es ist nicht weit“, rief Anne Stern, als sie die Brücke überquerten.

Durch den Schneeregen hindurch erkannte Markus den Spielplatz. Drei Häuserblocks und Dutzende von Pfützen später hielt Anne Stern vor einem gelben Steinhaus an.

„Hier ist es!“

Sie nahm Markus das Kind ab. Peter drückte die Stirn gegen die Schulter seiner Mutter.

„Wohnen Sie weit weg von hier?“

„Auf der Fischerinsel, im Haus Nummer zehn. Mein Orientierungssinn ist erbärmlich, aber es muss hier in der Nähe sein.“

Sie lachte.

„Fischerinsel zehn? Sie sind wirklich gerade erst hergezogen. Das ist direkt nebenan. Da drüben, über die Brücke.“

Sie trat hinaus auf die Straße, deutete auf die Hochhäuser, die dort im Regen auffragten, und Markus begriff: Bis nach Hause waren es nur wenige hundert Meter.

„Wo arbeiten Sie?“, rief Anne Stern ihm durch den Regen zu, ging zur Eingangstür zurück.

„Im internationalen Pressezentrum in der Mohrenstraße. Ich bin Journalist.“

„Ha. Also wie Klaus Hauser.“

„Genau. Nur dass ich überhaupt nicht wie Hauser bin.“

Anne Stern lächelte.

„Zweifellos nicht.“

Sie steckte den Schlüssel ins Schloss, zog die Eingangstür auf. Hinter ihr war die Wand im Flur von Briefkästen bedeckt, blechernen, grauen.

„Danke für Ihre Hilfe. Ohne Sie ständen wir immer noch in einer Pfütze. Jetzt laufen Sie aber

nach Hause!“

Die Tür fiel hinter ihr zu, doch Markus hatte es noch gesehen: Unter den Briefkästen lehnte an der Wand ein Fahrrad, klein und rot.

30. September 1989, Berlin

Der Anblick lässt mir keine Ruhe, und deshalb schreibe ich dir, Erich. Die Männer, immer in meiner Nähe, drängen an Lesnik vorbei in den Flur und ins Wohnzimmer, kippen die Schubladen der Kommode aus und durchwühlen die Schränke. Reißen die Sofakissen, Tischdecken, Teppiche, Vorhänge von ihrem Platz, stellen mein Zuhause auf den Kopf. Lesnik, er erstarrt, begreift ganz genau, was passiert, noch bevor er es tatsächlich versteht. Sagt: „Bitte nicht. Seien Sie so gut. Das muss ein Irrtum sein.“ Ein ums andere Mal: „Das muss ein Irrtum sein.“ Einer der Männer stellt sich vor dem Fenster auf und lächelt auf eine Weise, die mich verstehen lässt, dass alles im Vorab entschieden wurde, das Chaos ist bloß Schauspiel, ein vorbereitetes Schauspiel, dessen Schlusszene keine Einwände duldet. Noch immer hallen in meinem Kopf die Worte nach, die ich zu hören bekomme, als ich vor die Tür zum Flur trete und versuche, sie davon abzuhalten, Lesnik mitzunehmen. „Genossin, seien Sie nicht dumm. Es ist in Ihrem eigenen Interesse, sofort aus dem Weg zu treten.“

In Ihrem eigenen Interesse. Aus dem Weg. Sofort.

Sie fragen nicht, geben keine Begründung, legen keine Beweise vor. Allein die Behauptung genügt. Sie nehmen Lesnik mit, sagen mir nicht, wohin, nennen ihn einen Landesverräter, ohne zu begreifen, dass der einzige Verrat das grundlose Einsperren von treuen Bürgern ist. Volksverräter. Ein Volksverräter – Lesnik? Ich verstehe gar nichts mehr.

Sie führen ihn hinaus. Die Tür fällt krachend ins Schloss. Das Zimmer um mich herum beginnt sich zu drehen. Die Möbel schwanken, das Licht brennt mir in den Augen, und schließlich senkt sich über alles eine quälende Stille. Sie nimmt mich gefangen, mit allem, was ich gesehen habe.

Ich möchte weg, unbedingt. Und zugleich auch nicht. Wohin sollte ich auch? Die Tage sind lang, auf der Arbeit schleicht die Zeit dahin, zu Hause auch, überall. Immer häufiger ertappe ich mich dabei, wie ich nach draußen starre, den Hof nach Kastanie absuche, jedes Mal enttäuscht werde, wenn ich begreife, dass sie jetzt weg ist und – so befürchte ich – es auch in Zukunft sein wird. Ich

denke an dich und an sie, und ich wehre mich gegen die Furcht, dass wir es nicht schaffen. Dass das Mädchen, mein Mädchen, doch ohne mich aufwächst, mich schließlich ganz vergisst. Andererseits fürchte ich mich auch davor, dass wir uns treffen, nur um festzustellen, dass die inzwischen vergangene Zeit uns zu anderen Menschen gemacht hat. Was, wenn wir nun doch verlernt haben, im echten Leben füreinander da zu sein? Wenn du nur antworten würdest, ein paar Zeilen wenigstens. Wenn du nur endlich schreiben würdest, Erich, denn momentan entferne ich mich im Geiste immer weiter von dir und bekomme den Gedanken nicht aus dem Kopf: Wenn du zu mir nach Berlin zurückgekehrt wärest, wärest du der gewesen, der du einmal warst. Wenn du gekommen wärest, wäre das der größte Beweis unserer Liebe gewesen. Nun fehlt dieser Beweis.

Ich warte jeden Tag auf deine Antwort. Ich warte darauf, dass das Telefon klingelt und Patrone mir mitteilt, dass endlich ein Brief von dir gekommen ist. Ich halte mir jeden Tag etwas Zeit frei für den kurzen Fußweg, der von hier zum Pressezentrum und zu Patrone führt. In verzweifelten Momenten war ich schon kurz davor, ihn anzurufen oder sogar direkt zu ihm zu marschieren, ihn zu bedrängen, damit er dich anruft und eine Antwort verlangt, aber ich habe mich gemäßigt. Ich bin nicht dumm. Wenn sie Lesnik mitgenommen haben, dann werde auch ich beobachtet. Dennoch frage ich dich: Weißt du, wie es ist, sich an eine Hoffnung zu klammern, jeden einzelnen Tag, und dann loszulassen und enttäuscht zu werden? Ich hoffe, dass du mit Nein antwortest. Ein Ja wäre ein Eingeständnis absichtlicher Folter.

Du sollst weiterhin wissen: Ich vermisse dich. Du fehlst mir jetzt und immerzu.

Deine Margot.

[...]

1983

Wenn Rosa im Nachhinein hätte sagen sollen, wie alles begann, dann hätte sie vom Rotz erzählt. Wie er plötzlich überall war – auf Matias' Wangen, auf dem Hemd, zwischen den Fingern, in den Ohren, in den Haaren. Zwar war der Junge schon seit Tagen verschnupft gewesen, doch an jenem Silvesterabend eskalierte die Situation auf eine Art, wie Rosa sie nicht hatte vorhersehen können.

Sie betraten Anne Sterns Wohnung. Im Flur empfing sie ein Mann, der sich als Sebastian Schildt vorstellte, Markus energisch die Hand schüttelte und dann Rosas Hand zwischen seine eigenen nahm. Jacken an die Garderobe! Die Schuhe dahin, wo noch Platz ist! Willkommen, guten Rutsch, endlich treffen wir uns mal, ich habe schon so viel von euch gehört! Hinter ihm platzte Anne Stern in den Flur, fiel Markus um den Hals, umarmte Rosa wie eine alte Freundin, strubbelte Matias und Vilja durch die Haare, die sich hinter den Beinen ihrer Eltern versteckten, und beugte sich zu ihnen hinunter:

„Ihr süßen Mäuse! Peter wartet schon sehnsüchtig darauf, euch seine Spielzeuge zu zeigen.“

Dann schnellte sie wieder hoch zu den Erwachsenen und sagte:

„Meinen Mann Sebastian habt ihr ja bereits kennengelernt. Er freut sich darauf, euch zu treffen, seit ich ihm das erste Mal von euch erzählt habe. Ich bin so froh, dass ihr es geschafft habt! Kommt, ich stelle euch allen vor.“

Anne führte sie ins Wohnzimmer, dessen Fenster auf den unter ihnen wogenden schwarzen Fluss blickten. Festlich gekleidete Menschen in heiterer Stimmung standen in kleinen Grüppchen zusammen und unterhielten sich angeregt. Anne goss Rotkäppchen in große Kristallgläser und blassroten Saft in die kleinen, hob dann ihr eigenes Glas, klopfte mit dem Buttermesser dagegen und rief über das Stimmengewirr hinweg:

„Liebe Freunde! Ich möchte, dass wir alle gemeinsam unsere Gäste aus Finnland willkommen heißen.“

Sie legte eine kurze Pause ein und schaute zu Markus und Rosa hinüber, die im Türrahmen standen, beide peinlich berührt durch die plötzliche Aufmerksamkeit.

„Dieser Mann hier ist Markus Siltanen, und das ist seine Frau Rosa“, fuhr Anne fort. „Ich habe Markus an einem stürmischen Tag auf dem Alexanderplatz getroffen, und ohne seine Hilfe hätte ich es vielleicht nicht bis nach Hause geschafft. Mir war vom ersten Moment an klar, dass ich einen gutherzigen Mann vor mir habe, dem ich vertrauen kann und von dem ich hoffe, dass ich ihn noch besser kennenlernen darf. Bitte, liebe Freunde, sorgt dafür, dass diese besonderen Gäste sich bei uns willkommen fühlen. Lasst uns das neue Jahr unter Freunden einläuten, neuen und alten! Machen wir es gemeinsam noch besser als dieses Jahr – nein, zum besten überhaupt! Auf dass es voller Liebe sei, brodelnder, sprudelnder Liebe. Prost!“

Alle hoben ihre Gläser, Rosa und Markus eingeschlossen, dann strömten die Feiernden auf sie zu. Ein kleiner, herzlich lächelnder Mann stellte sich als Leon Stern vor, er sei Annes Bruder und

werde bald zum Studium nach Kiew gehen, was für ein Glück, dass ich euch vorher noch treffen durfte, sagte Leon. Eine rothaarige Frau, Katarina Sommer, erzählte, sie arbeite bei der Volksbühne als Bühnenbildnerin. Ein Mann, um dessen kahle Kopfhaut ein Ring aus so unnatürlich dichtem Haar wuchs, dass es aussah, als träge er einen Blumenkranz, gab zu Protokoll, sein Name sei Petrik Pfeiffer, doch bevor er sich weiter vorstellen konnte, war schon der verschmitzt blickende Roy Weber hinzugetreten, der Pfeiffer zur Seite schob, sich vor Markus verbeugte und Rosa die Hand küsste.

„Es ist eine Ehre, Sie zu treffen“, verkündete Weber theatralisch. „Eine ganz besondere Ehre.“

„Soso, Roy hat also mal wieder beschlossen, in einem Rutsch seinen gesamten Freundeskreis zu blamieren“, sagte Pfeiffer und stieß Weber den Ellenbogen in die Seite.

Von irgendwoher zwischen Katarina Sommer und Petrik Pfeiffer streckte sich ihnen eine weitere Hand entgegen.

„Max Seidel, sehr erfreut.“

Markus schüttelte ihm die Hand und zuckte leicht zusammen. Max Seidel sah Kalle Heimonen erstaunlich ähnlich, einem jungen Förster, den Markus vor Jahren für die „Kraft des Volkes“ interviewt hatte. Zwei Tage nach dem Interview war Heimonen tot aufgefunden worden, erschossen in seinem Försterhaus, die Waffe neben ihm. Tagelang war Markus das Interview durchgegangen, alles, was sie damals diskutiert hatten, aber nichts hatte ihn aufhorchen lassen, nichts hatte einen Hinweis darauf gegeben, was den Mann dazu gebracht hatte, sein Gehirn weniger als 48 Stunden nach dem Treffen mit Markus über die Wand seiner Blockhütte zu verteilen.

Max Seidels durchdringender, dunkler Blick und seine ernste Miene machten Markus einen Moment lang nervös, doch er schob das Gefühl rasch von sich, stellte sich vor und stieß mit seinem Sektglas kameradschaftlich an Seidels Bierflasche an. Und gerade als Matias Rosa ungeduldig in Richtung des Buffets im hinteren Teil des Raums zog, streckte sich Markus aus der Menschenmenge noch eine weitere Hand entgegen.

„Luise Seidel“, sagte eine Frau und sah Rosa, Matias und Vilja hinterher, die sich eben entfernten.

„Sie haben ganz reizende Kinder.“

Und da begann es. Rosa schaufelte Kartoffel- und Kohlsalat, eine Auswahl verschiedener Würstchen und marinierte Rote Bete auf die Teller und setzte die Kinder nebeneinander an den großen Tisch, um das Essen auf zwei kleinere Teller aufzuteilen, als sie ein dickes Rinnsal bemerkte,

das von Matias' Nase her auf seinen Mund zulief.

„Hey, wisch dir mal die Nase“, sagte sie und gab ihm eine Serviette.

Matias gelang es damit, den Rotz über sein gesamtes Gesicht zu verteilen.

„Nein, lass das!“, schrie er und warf den Kopf vor und zurück, als Rosa sich vorbeugte, um ihm zu helfen, und bald war der dicke, gelbe Schleim überall.

Rosa brachte Matias ins Badezimmer, spülte dem zappelnden Jungen das Gesicht mit warmem Wasser und trocknete ihn dann mit dem erstbesten Handtuch ab.

„So, dann lass uns mal weiteressen“, sagte sie und zog Matias hinter sich her zurück zum Tisch.

Sie hatte es gerade so geschafft, drei Bissen zu nehmen, als sich eine neue Rotzspur seiner Oberlippe näherte. Rosa spürte, wie sich der Ärger in ihrem Körper staute, spähte ungeduldig umher.

„Markus!“, rief sie und hielt Ausschau nach ihrem Mann. „Könntest du Matias das Gesicht waschen? Seine Nase läuft die ganze Zeit. Ich muss etwas essen oder ich kippe noch um.“

Markus, der mit Anne Stern, Luise und Max Seidel und Katarina Sommer geplaudert hatte, als hätte er schon immer zu ihnen gehört, kam munter zu ihr herüber, nahm den Jungen auf den Arm und trug ihn zurück ins Badezimmer.

„Na, was für ein Rotzepeter bist du denn“, hörte Rosa ihn auf dem Weg scherzen.

Sie war gerade im Begriff, sich umzudrehen, um nach Vilja zu schauen, als sie eine Stimme neben sich hörte.

„Ganz entzückende Kinder haben Sie. Haben sie sich hier gut eingewöhnt?“

Rosa wandte sich um und erblickte neben sich eine Frau. Deren dunkles, wogendes Haar ergoss sich glatt und gleichmäßig auf ihre Schultern, und Rosa konnte nicht anders: Sie verspürte sofort einen primitiven Stich der Eifersucht. Während ihr selbst ein dünner, bocksteifer Rattenschwanz in der Farbe von Spülwasser beschieden war, von dem sie immer gefürchtet hatte, er würde Außenstehenden den Eindruck vermitteln, sie sei innerlich ebenso farblos, sah die Frau aufgrund ihres Haars so stark und tatkräftig aus, wie Rosa es sich selbst immer gewünscht hatte. Von klein auf hatte sie sich danach gesehnt, so dicke Naturlocken wie ihre Freundin Kaisa von der Volksschule zu haben, und obwohl sie sich noch so heftig gegen das kindische Gefühl der Eifersucht wehrte, tauchte es immer wieder auf, auch als Erwachsene noch. Instinktiv zerzauste sie sich mit der Hand die Haare, schob die Unsicherheit beiseite und lächelte.

„Danke, sehr gut.“

„Ich bin Luise, eine Freundin von Anne. Zufällig arbeite ich hier ganz in der Nähe in einem Kindergarten.“

„Rosa“, sagte Rosa und hielt ihr die Hand hin. „Sie sind also Kindergärtnerin?“

Luise nickte.

„In der Krippengruppe.“

„Krippe?“

„Die Gruppe für die Null- bis Dreijährigen. Kommen Ihre Kinder auch in den Kindergarten?“

Rosa hatte erwartet, Luise würde eine längere Antwort geben, damit sie Gelegenheit hatte, in Ruhe die tüchtige Portion Kohlsalat und Thüringer Bratwurst zu kauen, die sie sich eben erst in den Mund geschoben hatte. Sie wedelte mit der Hand, um ihr zu bedeuten, dass sie erst aufessen würde, bevor sie antwortete, und kaute, so schnell sie konnte.

„Entschuldigung“, sagte Rosa mit noch immer halb vollem Mund, „ich habe den ganzen Tag noch nichts Ordentliches gegessen. Haben Sie Kinder? Wenn ja, dann wissen Sie sicher, wie das hin und wieder ist. Man denkt einfach nicht daran. Oder schafft es nicht, so oder so.“

Der Ausdruck stand nur ganz kurz auf Luises Gesicht, doch Rosa bemerkte ihn, für einen flüchtigen Moment war die Andere ernst geworden. Dann lächelte Luise wieder.

„Nein, ich habe keine Kinder. Aber davon habe ich schon gehört. Das kommt manchmal tatsächlich vor.“

„Ich möchte fast sagen, Sie haben Glück“, scherzte Rosa, bereute es jedoch sofort. Sie hatte versucht, witzig zu sein, beim Sprechen einen Blick auf Vilja geworfen, die einen ganzen Teller Roter Bete und Würstchenstücke auf dem weißen Tischtuch verteilt hatte, während aus dem Badezimmer Matias' Kreischen zu hören war – ihm gefiel das wiederholte Gesichtwaschen ganz offensichtlich überhaupt nicht – doch Luise lachte nicht, gab keine Antwort, lächelte, aber auf andere Art als noch einen Moment zuvor, etwas in ihren Augen war erloschen. Rosa begriff, dass sie ein dummes Risiko eingegangen war. Bei Markus oder ihren eigenen Freunden konnte sie bisweilen sogar grob spotten und sich dabei immer sicher sein, dass die Anwesenden ihren Humor verstanden, doch Luise tat das nicht, war offensichtlich nicht auf derselben Wellenlänge oder hatte die Ironie nicht gehört. Oder konnte Rosa sich auf Deutsch vielleicht nicht klar genug ausdrücken? Das unangenehme Gefühl der Unsicherheit erfasste in einem Schwall ihren gesamten Körper.

„Ach ja.“ Plötzlich erinnerte sie sich an Luises Frage und zwang sich zur Ruhe. „Vilja und Matias kommen in den Kindergarten. Gleich zu Beginn des Jahres. Vielleicht ja in denselben, in dem Sie

arbeiten?“

„Bitte, duzen Sie mich doch“, sagte Luise und lächelte nun auch wieder mit den Augen.

„Also gut.“ Rosa erwiderte das Lächeln. „In dem Kindergarten hier um die Ecke arbeitest du?“

Luise bejahte und begann gerade, von ihrer Gruppe zu erzählen, als Markus an den Tisch zurückkehrte, den verheulten Matias auf dem Arm.

„Der Junge ist wirklich furchtbar verschnupft“, sagte er zu Rosa. „Und Fieber hat er auch. Ich glaube, er wird wieder krank.“

Dann wandte er sich an Luise.

„Wir dachten schon, er sei wieder gesund, der Husten hat ihn einige Wochen gequält, aber offenbar haben wir uns zu früh gefreut.“

Rosa seufzte schwer, legte das Besteck auf dem Teller und stand auf, befühlte Matias' Stirn und tatsächlich, sie war glühend heiß. Seine Wangen leuchteten rot, die Nase war völlig verstopft und hatte wieder zu laufen begonnen. Wie war ihr selbst nicht aufgefallen, dass das Kind Fieber hatte?

„Er muss nach Hause“, verkündete Rosa und nahm Markus den Jungen ab, warf einen kurzen Blick auf Vilja, die neben ihnen ganz mit ihrem Essen beschäftigt war und gerade die Rote Bete-Stücke zurück auf den Teller legte und mit ihren rot gefärbten Fingern zu einem Haufen auftürmte.

„Bleib du mit Vilja hier, ich bringe den Jungen nach Hause.“

„Bist du sicher?“, fragte Markus.

Rosa nickte entschlossen.

„Das bin ich. Ich möchte, dass du andere Leute kennenlernenst. Wir brauchen dringend neue Freunde.“

Markus lachte und Rosa spürte einen Schwall innerer Wärme: Da war immerhin einer, der ihren Humor verstand.

„Ihr wisst sicher, dass man den Arzt notfalls zu sich nach Hause rufen kann?“, fragte Luise.

Rosa hob die Brauen und schüttelte den Kopf.

„Warte, ich schreibe dir die Telefonnummer auf“, sagte Luise, verschwand für einen Moment im Flur, kehrte dann mit einem Zettel zurück, den sie Rosa hinhielt.

„Hier, bitte. Zögert nicht, dort anzurufen. Der Arzt kommt wenn nötig ganz schnell.“

„Ist das teuer?“, fragte Rosa.

Luise lachte leise.

„Natürlich nicht. Es kostet gar nichts.“

Rosa dankte ihr für die Telefonnummer, ging dann zu Anne hinüber, um die Situation zu erklären und sich zu verabschieden. Drei Minuten später hatte sie es geschafft – noch immer mit vor Hunger knurrendem Magen –, dem weinenden Matias seine Winterkleidung überzuziehen, und die Feier hinter sich gelassen, bevor diese für sie überhaupt richtig angefangen hatte.

Markus ließ sich auf dem Sofa nieder, wo sich Anne und Sebastian zu ihm gesellten.

„So, endlich können wir einen Moment sitzen“, sagte Anne und zündete sich eine Zigarette an.

„Erzähl uns, wie es in Finnland ist, ich möchte alles wissen.“

Markus begann seinen Vortrag. Er erzählte von der Sauna und den hellen Sommernächten, vom Weihnachtsmann und von karelischen Piroggen, von den tausenden klaren Seen und den Fjälls in Lappland, vom Gerstenschnaps Koskenkorva und Präsident Kekkonen und von Finnlands besonders engen Beziehungen zur Sowjetunion und zur DDR.

„Und sind in Finnland alle so blond wie deine Kinder?“, fragt Anne und zeigte auf Vilja, die neben ihnen auf dem Fußboden saß und gemeinsam mit dem kleinen Peter Bauklötze zu einem hohen Turm stapelte, der in regelmäßigen Abständen einstürzte, was Vilja in Freudenschreie ausbrechen und Peter die Hände enttäuscht in die Seiten stemmen ließ.

„Naja, fast“, sagte Markus und sah zu Sebastian hinüber. „Was das betrifft, würdest du jederzeit als Finne durchgehen.“

Sebastian lachte und fuhr sich durch das ungezähmte, weizenblonde Haar.

„Hast du gehört?“, fragte er an Anne gewandt. „Vielleicht laufe ich eines Tages ja doch noch über und ziehe nach Finnland. Dort würde ich ganz hervorragend reinpassen.“

Anne lachte.

„Sebastians ganze Familie hat dunkle Haare. Alle haben ihn schon von klein auf scherzhaft das Kind des Postboten genannt.“

Im gleichen Moment erschien von irgendwo hinter Markus' Rücken ein Mann, von dem er sich nicht erinnern konnte, dass er an diesem Abend schon mit ihm gesprochen hätte.

„Höre ich da etwa, dass jemand vom Überlaufen spricht?“

„Hans, setz dich zu uns“, sagte Anne und klopfte auf den Sessel.

„Markus, das ist Hans Berger, mein Cousin.“

„Hans Berger, das schwarze Schaf der Familie“, präzisierte Hans, ohne Markus die Hand zu reichen, nahm einen Schluck aus seiner Bierflasche und wandte sich ihm zu.

„Du bist also der Journalist. Ein Vertreter der Presse.“

Markus nickte.

„So nennen die sich hier auch“, sagte Hans und nahm einen weiteren Schluck.

Markus hob die Brauen.

„Die?“

Hans hielt die Flasche so hoch, dass das Bier ihm fast schon entgegenschwappte, was er allerdings gar nicht bemerkte.

„Die Ratten, die nur Parteipropaganda verbreiten. Nennen sich selbst Journalisten, obwohl sie in Wirklichkeit nur Lügen wiederholen.“

Markus bemerkte, dass Anne sich unruhig bewegte, begriff, dass sie verlegen war. Um ihr zu zeigen, dass die Provokation ihn nicht störte, setzte er ein besonders warmes Lächeln auf. Hans trug ein ungebügeltes Hemd und abgetragene Hosen, seine Haare waren zerzaust und ungepflegt und er hatte sich nicht rasiert. Armer Kerl, dachte Markus. Alle kann auch der Sozialismus nicht retten.

„Ich weiß nicht, auf welche Person oder welche Zeitung du anspielst, aber ich habe nicht die Angewohnheit, Lügen zu verbreiten. Meine Texte basieren auf Fakten“, sagte er, doch Hans brach in Gelächter aus.

„Na, dann schreib in deinen nächsten Text doch mal diesen Fakt: Dieser Sozialismus stirbt, denn er ist ein Gipssozialismus. Der Kapitalismus dagegen stirbt, weil er echter Kapitalismus ist. Überdauern kann nur der wirkliche, echte Sozialismus. Dazu gehört Reisefreiheit. Eine Volksherrschaft. Echte Demokratie.“

Anne beugte sich vor.

„Hans, wir sind hier auf einer Feier“, sagte sie, doch Markus übergang ihren Versuch, das Gespräch zu beenden.

„Ihr habt doch das Recht zu reisen. In andere sozialistische Länder.“

Hans brach in noch lauterem Gelächter aus, Anne lehnte sich auf dem Sofa zurück wie jemand, der einen schon verlorenen Kampf aufgab.

„In andere sozialistische Länder“, spottete Hans. „Genau, und davon gibt es eine Handvoll. Ich hätte aber gerne dieselben Rechte wie zum Beispiel du. Was, wenn ich auch mal in Finnland in die Sauna möchte? Ist es deiner Meinung nach richtig, dass ich das nicht darf?“

Markus lächelte in sich hinein, wusste, dass er den Mund halten sollte, konnte jedoch nicht

anders.

„In finnischen Saunen gilt die Etikette, dass man sich ruhig verhalten und nicht randalieren soll. Selbst wenn du nach Finnland reisen dürftest, kann es also gut sein, dass sie dich gar nicht in die Sauna lassen.“

Sebastian schnaubte und Anne stand auf, holte Luft, um etwas zu sagen, wurde jedoch erneut ignoriert.

„Du gehst überhaupt nicht darauf ein, was ich sage, aber andererseits hast du ohnehin keine richtigen Argumente. Zu einer echten Demokratie gehört Freiheit, daran kommst weder du noch irgendein anderer vorbei.“

„Freiheit ist relativ“, entgegnete Markus.

„Relativ?“, fragte Hans und breitete die Arme aus, sodass sein Bier wieder beinahe durch die Gegend schwappte. Markus blieb weiterhin ruhig.

„Genau. Im Westen sind sie auch nicht frei von allem. Sie haben dort Arbeitslosigkeit, Wohnungsmieten und andere Fesseln, von denen ihr hier völlig frei seid und einige von diesem Umstand offenbar auch noch völlig ahnungslos.“

Aus dem Augenwinkel bemerkte Markus, dass Anne nicht mehr neben ihm saß. Sebastian, der während des gesamten Gesprächs geschwiegen hatte, rieb sich die Schläfen.

„Weißt du“, sagte Hans und holte Luft, um weiterzumachen, doch da gelang es Anne, ihn zu unterbrechen. Sie war zurückgekommen und hielt eine Tablett in der Hand, verkündete:

„So, ich glaube, für heute Abend wurde genug Rosa Luxemburg zitiert. Hans, könntest du kurz in die Küche gehen, Petrik möchte mit dir sprechen. Und ihr anderen, jetzt ist Zeit für den Nachtisch!“

Zu Markus' Überraschung stand Hans ohne Widerworte auf und verschwand in der Küche. Anne lächelte ihrerseits so breit, als wäre sie nie Zeuge eines unangenehmen Gesprächs geworden. Sie klopfte wieder gegen das Glas und lenkte damit die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich.

„Es ist nun leider so gekommen, dass meine Backkünste mich ausgerechnet an diesem Silvesterabend verlassen haben und der Kuchen, den ich für euch machen wollte, so in sich zusammengefallen ist, dass ich es nicht einmal wage zu beschreiben, wie platt er am Ende war. Aber zum Glück gibt es noch Schokolade!“ Sie hielt das Tablett so, dass die Gäste die darauf gestapelten Stücke sehen konnten. „Wir essen also Schokolade! An dieser Stelle erscheint es mir geboten, daran zu erinnern, dass die Schokolade aus der volkseigenen Fabrik zu einem Drittel aus Möhren besteht. Sie ist also deutlich gesünder als die kapitalistische Schokolade. Eigentlich ist

unsere Schokolade wie die DDR selbst – vielleicht nicht so süß wie der Westen, aber verdammt gut für uns.“

Aus der Menge der Gäste erklang prustendes Gelächter. Im selben Moment hörte Markus die Eingangstür krachend ins Schloss fallen. Anne und Sebastian wechselten einen bedeutungsschweren Blick und Markus begriff: Hans Berger war aus der Wohnung entfernt worden.

Die Stimmung entspannte sich wieder, doch mit einem Mal schien die Wohnung noch beengter als zuvor, jeder einzelne Gast wollte sich offenbar noch ins Wohnzimmer zwängen, anstelle von Bier und Sekt trank man Bowle, von der die Feiernden volle Gläser in den Händen hielten, ohne besonders darauf zu achten, sie nicht zu verschütten. Sebastian drehte die Musik auf, was zur Folge hatte, dass nun jeder, der etwas sagen wollte, gegen die aus den Lautsprechern dröhnenden Klänge der Rockband Silly anschreien musste. Inzwischen hatten auch immer mehr Gäste zu rauchen begonnen, und bald war die Wohnung erfüllt von einem beißenden Qualm, der die Schleimhäute reizte. Vilja, die zu Füßen der Erwachsenen herumtappte, hatte das Interesse an Peter und den Bauklötzen verloren, das Schokoladentablett auf dem Sofa entdeckt und es geschafft, einige Stücke so zu zerdrücken, dass ihre Hände völlig von der braunen Masse bedeckt waren. Markus, der viel zu schnell viel zu viele Biere getrunken hatte, verspürte Erleichterung darüber, dass er das Kind in die Küche verfrachten und für einen Moment der Kakophonie entkommen konnte. Er ließ ihr warmes Wasser aus dem Hahn über die Hände laufen und rieb diese, bis die Schokolade weg war, trocknete ihr die Hände an einem Geschirrtuch ab und setzte sie auf den Boden, dann öffnete er den Schrank über der Spüle, um nachzusehen, ob er nicht eine Schüssel und einen Löffel für sie fand, von denen er wusste, dass sie sich für den Moment mit ihnen beschäftigen könnte, den er selbst brauchte, um wieder zu Atem zu kommen.

„Schau mal, Vilja, was ich hier habe“, sagte er und reichte ihr das Geschirr. „Was für eine tolle Schüssel. Und eine Holzgabel.“

„Gabel. Süssel“, wiederholte Vilja, griff nach dem Geschirr und begann, die Gabel gegen die Plastikschüssel zu schlagen.

Markus rollte die Ärmel hoch, wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser und trocknete es an dem Handtuch, warf einen Blick auf die Uhr. Viertel nach Elf. Noch zeigte Vilja keine Anzeichen von Müdigkeit, doch der Wechsel konnte bei ihr völlig überraschend kommen. Das geschah jedes Mal,

im ersten Augenblick schien das Kind noch zufrieden, doch dann ließen ihre Kräfte schlagartig nach und der Trotz überwältigte sie.

Auf einmal hörte Markus eine Stimme.

„Ich mag Menschen, die auf die Uhr schauen und trotzdem bleiben.“

Markus drehte sich um. Luise Seidel war im Türrahmen erschienen, das Licht aus der Küche formte einen Keil auf dem Boden hinter ihr. Markus lachte leise. „Tatsächlich habe ich gerade überlegt, ob ich nicht langsam aufbrechen sollte. Das Kind muss ins Bett.“

Luise hob die Schultern.

„Auf unseren Feiern schlafen die Kinder einfach da ein, wo sie sind. Auf dem Sofa, auf dem Bett, ganz egal. Dann tragen wir sie entweder nach Hause oder bleiben gleich selbst über Nacht.“

Markus warf einen Blick auf das Kind, das noch zufrieden und ruhig auf dem Fußboden spielte.

„Ich weiß nicht, ob das mit Vilja klappt.“

Luise kam in die Küche, ließ sich neben ihr nieder.

„Vilja“, sagte sie und testete den Geschmack des Namens. „Klingt schön. Ist der Name in Finnland gebräuchlich?“

Markus übersetzte ihn für sie, während sie Vilja dabei half, die Schüssel kopfüber auf den Boden zu stellen, sodass sie darauf einschlagen konnte wie auf eine Trommel.

„Sie hat ihren Namen von der DDR bekommen“, sagte Markus. „Von den Getreideähren auf der Flagge. Sie und die DDR haben den gleichen Geburtstag, der siebte Oktober.“

Luise nickte anerkennend, legte die Hand auf Viljas Kopf, streichelte ihr übers Haar. Einen Moment lang überlegte Markus, ob er Vilja und Luise zurück ins Wohnzimmer locken sollte, doch etwas hielt ihn davon ab. Er öffnete den Kühlschrank, fischte zwei Flaschen Bier heraus und bot Luise eine an, wie um sicherzugehen, dass sie blieb, dann setzte er sich ihr gegenüber auf den Fußboden. Vilja hatte die Schüssel wieder richtig herum gedreht und rührte in einer unsichtbaren Suppe, Luise lehnte mit dem Rücken an der Wand und betrachtete das Kind. Markus sah verstohlen zu ihr hinüber. Ihm war es schon zuvor aufgefallen, doch erst jetzt hielt er inne, um über seine Beobachtung nachzudenken: In Luises Gesicht war fast alles auf eine gewisse Weise ungewöhnlich. Die ungewöhnlich gerade Nase. Die ungewöhnlich runden Augenlider, aus denen ungewöhnlich dunkle Wimpern wuchsen. Die ungewöhnlich symmetrischen Lippen, deren Oberrand nahezu schnurgerade wurde, wenn sie lächelte. Wenn Luises Lächeln allerdings erlosch, wurde ihr Gesicht ungewöhnlich ernst, als träge sie in sich so schwerwiegende Sorgen, dass diese

sie in jedem ernstesten Moment unter sich begraben könnten. Luise setzte sich bequemer hin, Markus löste den Blick von ihr und stand auf, holte aus dem Schrank noch eine zweite und eine dritte Schüssel für Vilja, die könnte sie zum Beispiel ineinanderstellen oder einen Turm bauen, erklärte er ihr und bildete sich ein, das Kind damit glücklich zu machen.

Luise und er kamen ins Gespräch über die Vergangenheit. Markus erzählte, dass er früher Stabhochsprung gemacht habe. Natürlich sei er kein Pentti Nikula gewesen, aber dennoch, sein Vater habe auf dem Hof ihres Sommerhäuschens einen Platz zum Üben eingerichtet, und wer weiß, was für eine Sportlerkarriere sich aus dem Hobby hätte entwickeln können, wenn sie die Winter nicht in der Stadt hätten verbringen müssen, wo der Hochsprung dem Volleyball gewichen und schließlich gänzlich vom Schreiben und dem Klassenbewusstsein verdrängt worden sei. Die Begeisterung für den Stabhochsprung sei jedoch geblieben, und im letzten August, einige Monate vor dem Umzug nach Berlin, habe seine Arbeit ihm die Gelegenheit gegeben, der Leichtathletikweltmeisterschaft in Helsinki beizuwohnen, wo er den Siegesprung von Sergei Bubka gesehen habe: 5,7 Meter.

„Das war eine unglaubliche Leistung“, sagte Markus und stürzte einen großen Schluck Bier hinunter. „Eine ganz unglaubliche Leistung.“

Luise wiederum erzählte, sie habe als Kind geturnt, aber auch vom Eiskunstlauf geträumt und dann eines Tages zufällig zusammen mit der jungen Hoffnungsträgerin Katarina Witt auf dem Eis gestanden.

„So etwas hatte ich noch nie gesehen“, sagte Luise. „Ihre Bewegungen waren so mühelos und schön, so leicht, ich hätte sie ewig anstarren können. Im selben Moment wurde mir klar, dass ich niemals auch nur annähernd so gut werden könnte. Wenn du mich fragst, dann wird sich Witt im Februar in Sarajevo ganz hervorragend schlagen.“

Markus warf einen Blick auf Vilja, deren Augenlider langsam schwer wurden, aber noch schien sie zufrieden mit ihrem Geschirr, mit konzentrierter Miene rührte sie mal in ihren unsichtbaren Gerichten, mal stellte sie alle ihre Schüsseln auf den Kopf und schlug auf sie ein, bis Luise sanft nach der Holzgabel in ihrer Hand griff und vorschlug, sie solle noch eine Portion Essen kochen. Ohne auch nur ein Wort von dem zu verstehen, was Luise sagte, spielte das Kind weiter.

„Anne hat erzählt, wie ihr euch getroffen habt“, sagte Luise.

„Während des Sturms. Dass du ihr und Peter geholfen hast, nach Hause zu kommen, nachdem der Reporter aus dem Westen sie mit seinem Interview geradezu überfallen hatte.“

Markus nickte.

„Hast du die Sendung gesehen?“, fragte Luise.

„Nein“, erwiderte Markus. „Aber ich zweifle keine Minute daran, dass sie komplett geschmacklos und verlogen war.“

Luise schmunzelte.

„Das war sie. Kompletter Mist, von vorne bis hinten.“

Markus lachte.

„Ich hatte überlegt, einen Artikel über das Bildungssystem der DDR zu schreiben. Ich könnte doch dich dafür interviewen. Zumindest, wenn du das nicht auch für kompletten Mist hältst.“

Jetzt lachte Luise.

„Nein, das tue ich nicht. Du darfst mich gerne interviewen.“

Markus hob die Bierflasche zum Zeichen ihrer Abmachung, und da wurde Vilja endgültig müde. Sie legte den Kopf in Luises Schoß. Markus hatte nie zuvor gesehen, dass sein Kind so etwas im Beisein eines fremden Menschen getan hätte, andererseits wunderte es ihn nicht – Luise strahlte eine Gelassenheit und Ruhe aus, die einen beinahe die aus der übrigen Wohnung dringenden Geräusche der Feier, die Musik und das Stimmengewirr vergessen ließen. Etwas an dieser Frau faszinierte ihn, und plötzlich wurde sich Markus bewusst, dass er seit langer Zeit nicht mehr dasselbe für Rosa empfunden hatte. Bald nach Viljas Geburt waren sie von einem Paar zu Vater und Mutter geworden, zu Mitbewohnern, die den gemeinsamen Pflichten mit wechselnden Kräften nachkamen und ineinander anstelle attraktiver Eigenschaften einen Verbündeten sahen, mit dessen Hilfe man es durch die aufgezwungenen Pflichten des Alltags schaffte. Vor Viljas Geburt war alles noch anders gewesen: Während Matias seinen Mittagsschlaf hielt, waren sie bisweilen nackt unter die Decken geschlüpft und hatten sich dort vergnügt, doch Viljas Ankunft hatte alles verändert. Schuld daran hatte nicht das Kind, das wollte Markus sich selbst versichern, es war eben so gekommen, inzwischen reichten ihr Kräfte einfach nicht für viel mehr als vereinzelte Momente der Nähe. Anders als Rosa und er es sich im Vorhinein vorgestellt hatten, war zwei nicht einfach eins plus eins, zwei war mehr, zwei hatte sie mit einem Mal in den monotonen Alltag einer Familie mit Kindern katapultiert, in dem jede Leidenschaft sich allem Anschein nach weit in den Hintergrund und in die ferne Zukunft verschoben hatte. Aus diesem Grund hatte er sich auch nie schlecht gefühlt für seine gelegentlichen Schäkereien mit anderen Frauen, hatte er doch Rosa nie zu verstehen gegeben, sich zu dem zu verpflichten, was andere Treue nannten. Sie durften sich

vergnügen, so lebten moderne Erwachsene, und er wusste, dass sie beide so dachten.

Markus schreckte aus seinen Gedanken hoch und sah zu Luise hinüber. Sie streichelte Viljas Haare, betrachtete das Kind schweigend, als es plötzlich draußen knallte. Sie wandten sich dem Fenster zu. Der schwarze Nachthimmel der Stadt war in Farben entbrannt, in der Ferne flammten rot, grün, blau, gelb die Raketen auf, deren Lichter über Luises blasses Gesicht flackerten und es an genau den Jahrmarkt erinnern ließen, auf den Markus schon immer hatte gehen wollen. Von irgendwoher aus dem Wohnzimmer drang fröhliches Rufen herüber, Luise lachte, Markus lachte, sie beide hoben ihre Bierflaschen und stießen an.

„Frohes neues Jahr!“, sagte Luise.

„Frohes neues Jahr“, antwortete Markus.

Und da bemerkte er den Hosenträger, der von Luises Schulter gerutscht war, er konnte nicht wegsehen, die nackte Schulter, in deren Mitte sich ein blassbraunes Muttermal kräuselte, plötzlich wollte er es berühren, mit den Fingerspitzen darüberstreichen und Luises Haut an seiner eigenen spüren, Markus hob den Blick und begegnete Luises, sie sah ihm direkt in die Augen, lächelte, und Markus konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass sich etwas in ihrem Blick verändert hatte, das Lächeln schien ihm wie eine Einladung, die er nicht ablehnen konnte, und aus einer Eingebung heraus beugte er sich vor, Luise entgegen. Ihre Lippen schmeckten nach Bier, die Haut duftete nach Moschus, und Markus kam noch der Gedanke, dass er nie zuvor eine Frau getroffen hatte, deren Kuss sich mehr wie eine Frage als wie eine Antwort anfühlte. Und dann: Er hatte gerade die Hand gehoben, um sie auf Luises Wange zu legen, als er ein Poltern hörte, ein leises zwar, aber es klang, als käme es aus der Nähe. Er löste sich erschrocken von Luise, wandte sich dem Geräusch zu, doch die Türöffnung war leer. Er starrte sie einen Moment lang an, als erwartete er, dass die Quelle des Geräuschs wieder auftauchen würde, doch dort war keiner, er stand auf, trat zur Tür hinüber und warf dann einen Blick in den Flur. Niemand. Er wandte sich Luise zu. Sie saß noch immer am selben Ort, ihre Hand ruhte auf Viljas Rücken, die auf ihrem Schoß schlief, doch auf ihrem Gesicht hatte sich eine ernste Miene ausgebreitet. Markus verspürte eine innere Unruhe.

Einen Moment lang wusste er nicht, was er tun sollte.

Er stand da wie gelähmt.

Dann tat er das, was er in schwierigen Situationen immer tat: Er floh.

„Ich muss Vilja nach Hause ins Bett bringen“, sagte er.

Und er kam zurück in die Küche, nahm Vilja auf den Arm, ohne Luise in die Augen zu sehen,

steckte seine Tochter in den Schneeanzug und zog sich selbst Schuhe und Jacke an, wandte sich schließlich im Flur zu Luise um. Sie stand in der Küchentür und betrachtete ihn, und Markus wusste, dass sie beide dasselbe dachten: Jemand war an der Küchentür gewesen und hatte sie gesehen, war dann sofort gegangen, um nicht selbst entdeckt zu werden. Was das bedeutete, wusste Markus nicht, doch etwas an Luises Körpersprache machte ihn nervös. Einen Augenblick später trat er mit Vilja auf dem Arm in die kalte Nacht hinaus.

Die Straße war menschenleer, der Asphalt nass, und von den Laternen ging ein graues Licht aus wie ein weicher Regen. Er überquerte die Kopfsteinpflasterbrücke und den Spielplatz, bis er am Haus ankam, nahm den Aufzug in den vierten Stock, zog vorsichtig die Haustür auf und trug Vilja direkt ins Bett, zog ihr die Straßenkleidung aus und deckte sie zu, schlich dann durch die Stille ans dunkle Wohnzimmerfenster und zündete sich eine Zigarette an. Er starrte auf die nächtliche Stadt, versuchte, seinen Atem zu beruhigen. Hier und dort knallte es noch immer, die verblassenden Lichter stiegen in aufwärts fallenden Kugelschauern in den Himmel, über denen sich eine Schleierwolke gebildet hatte, regengrau und schwer. Markus sog den Rauch ein und pustete ihn wieder aus, betrachtete mal den Himmel, mal innerlich die Szene, in deren Mitte er einen Moment zuvor noch gestanden hatte. Er war gegangen, ohne Anne oder den anderen Bescheid zu sagen, sogar ohne sich richtig von Luise zu verabschieden, und hier am Fenster kämpfte nun das Schuldgefühl darüber mit Luises Worten, den letzten, die sie ihm in der Eingangstür zu Anne Sterns Wohnung zugeflüstert hatte:

„Ich möchte dich wiedersehen.“